



**University of
Zurich**^{UZH}

**Zurich Open Repository and
Archive**

University of Zurich
University Library
Strickhofstrasse 39
CH-8057 Zurich
www.zora.uzh.ch

Year: 2012

Zwischen Sein und Sollen

Christen, Markus

Abstract: Wie bilden Menschen moralische Urteile – und welche Ethik ist die richtige? Eine Gruppe junger Philosophen hält die Trennung von empirischer Forschung und Moraltheorie für überholt.

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich

ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-71573>

Journal Article

Accepted Version

Originally published at:

Christen, Markus (2012). Zwischen Sein und Sollen. Gehirn und Geist, 2012(12):68-72.

Zwischen Sein und Sollen

Wie bilden Menschen moralische Urteile – und welche Ethik ist die richtige? Eine Gruppe junger Philosophen hält die Trennung von empirischer Forschung und Moraltheorie für überholt.

Von Markus Christen

«Bill lebt in einem Universum, in dem alle Ereignisse vorherbestimmt sind. Frage: Ist Bill für seine Handlungen moralisch verantwortlich?» Die meisten von uns würden das angesichts der genannten Prämisse wohl verneinen.

Stellen wir die Frage jedoch einmal etwas anders: «Bill massakriert kaltblütig seine Frau und Kinder – ist er für das angerichtete Blutbad moralisch verantwortlich?» Und schon ist der Fall nicht mehr ganz so klar. Die deutlich emotionale Note der zweiten Beschreibung lässt das nüchterne «Nicht schuldig!» vielmehr als Affront erscheinen.

Wie Gefühle und moralisches Urteilen miteinander zusammenhängen, war jahrhundertlang Gegenstand philosophischer Reflexion. Heute tragen auch Laborversuche von Psychologen und Neurowissenschaftlern einiges zu dieser Frage bei. Wer Szenarien wie die von Bill unter die Nase gerieben bekommt, der hat es womöglich mit einem neuen Forschertypus zu tun: dem «experimentellen Ethiker».

Was sind das für Leute? Die einen sagen: eine Riege revolutionärer, junger Denker, die sich von der verstaubten Lehnstuhlphilosophie verabschieden und der realen Welt zuwenden. Andere halten dagegen, es handle sich vielleicht nur um «Philosophen, die schlechte Experimente machen», wie es Jesse Prinz von der City University in New York süffisant formulierte.

Prinz gehört selbst zu jenen Theoretikern, die gegenüber der empirischen Moralforschung offen sind und ihre Ergebnisse in die eigenen Argumentationen und Modelle aufnehmen. So ist Prinz davon überzeugt, dass moralische Urteile ihrem Wesen nach auf mehr oder weniger intuitiven Gefühlsreaktionen beruhen. Was richtig und was falsch ist, beurteilen Menschen viel eher aus dem Bauch heraus als mit dem Kopf. Und das sei auch gut so, denn die Bedeutung moralischer Urteile für den Einzelnen fußt auf dieser emotionalen Basis – wie etwa das Beispiel vom mordenden Familienvater Bill zeigt.

Die Verknüpfung von Ethik und Experimenten mag im ersten Moment irritieren. Geht es bei Ersterer nicht darum, verlässliche Maßstäbe dafür zu finden, wann eine Handlung moralisch gut ist und wann nicht? Können rein beschreibende, psychologische oder neurowissenschaftliche Experimente etwas Wesentliches dazu beitragen, welche Ethik die richtige ist?

Dieser Zweifel rührt aus einer tief im abendländischen Denken wurzelnde Unterscheidung, die auch die Ethik lange Zeit dominierte, nämlich die Trennung von Sein und Sollen – also zwischen der deskriptiv zu beantwortenden Frage, wie der Mensch ist, und der normativen, wie er sein sollte. Die logische Mauer zwischen diesen beiden Welten verläuft bis heute quer durch die akademische Landschaft.

Die Moralphilosophie, einst als umfassende Beschäftigung mit der Welt entstanden, hatte sich seit Anfang des 20. Jahrhundert vor allem unter dem Einfluss der sprachanalytischen Tradition ins Reich

der Gründe zurückgezogen. Wenn die reale Welt mit ihren moralischen Problemen anklopft, sehen sich Philosophen seither in erster Linie in der Rolle der «Begriffserklärer», die Ordnung ins Wirrwarr der Argumente bringen.

Doch dieser Ansatz scheint überholt, seit sich immer mehr Moralforscher auf die empirische Untersuchung dessen verlegten, was die gesellschaftlich vorherrschenden Normen, Werte und Ideale ausmacht. Dies hat zweierlei zur Folge: Erstens nimmt die Zahl der empirischen Studien über Moralfragen im Verhältnis zu anderen Themenfeldern der Philosophie deutlich zu. Zweitens werden die Grenzen zwischen den Fachdisziplinen durchlässiger.

Viele Philosophen wandeln inzwischen auch auf dem ureigenen Terrain der Hirnforschung, um ihre Thesen mit Fakten zu untermauern; umgekehrt mischen sich Psychologen und Neurowissenschaftler in philosophische Grundsatzdebatten ein, etwa die zum Verhältnis von Körper und Geist.

Hinzu kommt ein weiterer Trend: Gesellschaftliche Probleme werden heute zunehmend ethisch gedeutet. Ist es etwa moralisch hinnehmbar, dass die Spekulanten auf den Finanzmärkten ganze Staaten und deren Bevölkerung zu drastischen Einschnitten zwingen können? Sollten religiöse Symbole wie Kruzifix oder Kopftuch aus Schulen und Behörden verbannt werden? Oder wie lässt sich der Konflikt zwischen Datenschutz und Strafverfolgung auflösen? Welche Haltung nun jemand zu diesen und anderen tagesaktuellen Fragen einnimmt, bestimmt inzwischen nicht mehr allein die politische Überzeugung; es bedarf vielmehr philosophischer Begründung. Und hier kommen die verschiedenen Ansätze der Moralforschung ins Spiel.

Dabei lassen sich hauptsächlich vier Perspektiven unterscheiden: Da ist zum einen die Frage, auf welchem Weg so etwas wie Moral überhaupt entstand. Sie wird seit den Tagen von Charles Darwin (1809 – 1882) im Licht der Evolutionstheorie debattiert – sei es im Vergleich mit anderen Spezies («Gibt es Vorformen von Moral bei Affen?»), sei es per sozialpsychologischen Szenarien («Welche Funktion haben moralische Urteile für das Miteinander?»).

Zweitens kann man das Individuum, den «moralischen Agenten», in den Fokus rücken: Wie beurteilen Kinder in verschiedenem Alter ethische Probleme? Welche hirnhysiologischen Prozesse gehen damit einher?

Drittens betrachten Forscher, wie der jeweilige soziale Kontext moralisches Handeln beeinflusst. Das war besonders in den 1960er und frühen 1970er Jahren en vogue, als berühmte Arbeiten wie die Milgram- Versuche und das Stanford-Gefängnisexperiment für Aufsehen sorgten. Sie zeigten, wie leicht bestimmte situative Umstände unbescholtene Bürger dazu bringen können, ethische Grenzen zu überschreiten.

Und viertens schließlich betrachten Forscher die kulturellen Unterschiede zwischen moralischen Normen in verschiedenen Gesellschaften und Epochen.

Doch inwiefern beeinflussen all diese Forschungen die philosophische Ethik? Zumindest nach traditionellem Verständnis ist die Kenntnis der biologischen und psychologischen Mechanismen, die sich etwa auf unsere Bereitschaft zu altruistischem Handeln auswirken, für die Rechtfertigung moralischer Urteile eigentlich bedeutungslos: Es erscheine zwar nicht sinnvoll, ethische Forderungen aufzustellen, die mit der menschlichen Psychologie nur schwer vereinbar sind. Doch das sei eine praktische Erwägung, die mit der Güte der theoretischen Begründung nichts zu tun habe.

Die experimentelle Ethik hebt diese Trennung zwischen Sein und Sollen mindestens zum Teil auf. Ihre Vertreter interessieren sich zum Beispiel für jene begrifflichen Intuitionen, auf die sich das philosophische Nachdenken über Ethik stützt. Schließlich dreht sich all das abstrakte Sinnieren über Gründe und Normen doch letztlich um Dinge, die Menschen wichtig sind, über die sie sich echauffieren und die ihren Alltag prägen.

Man vergegenwärtige sich nur einmal die hitzigen Diskussionen über die Gier der Finanzmärkte oder über die hiesige «Wegwerfmentalität» angesichts hungernder Kinder in Afrika. Schlagwörter wie Gerechtigkeit, Verantwortung oder Schuld beinhalten einen reichen Fundus von intuitiven Vorstellungen über die Welt – es sind, wie Ethiker sagen, «dicke Begriffe» (thick concepts), in denen das Normative mit dem Faktischen verschmilzt.

Die experimentellen Ethiker schauen nun besonders darauf, wie «dick» diese Begriffe tatsächlich sind – das heißt, welche Intuitionen Menschen zu grundlegenden ethischen Fragen haben.

Nehmen wir das Beispiel Verantwortung. Die Philosophen Joshua Knobe von der Yale University und sein Kollege Shaun Nichols von der University of Arizona – zwei weitere Protagonisten der experimentellen Ethik – legten die zu Beginn dieses Artikels beschriebenen Szenarien zahlreichen Probanden zur Beurteilung vor. Hintergrund des Experiments: Intuitiv gehen wir davon aus, dass Menschen nur für solche Taten moralisch verantwortlich sein können, die sie willentlich (oder mangels Vorsicht) verursacht haben.

In der Tat antworten die meisten Testteilnehmer ganz in diesem Sinn, wenn sie mit dem ersten Szenario konfrontiert werden; beim zweiten allerdings sind sie sich längst nicht so sicher, obwohl auch hier der «Schlächter» Bill laut der Prämisse in einem vollständig vorherbestimmten Universum lebt. Der «Inkompatibilismus» – so bezeichnen Philosophen die Unvereinbarkeit von persönlicher Verantwortung und Vorherbestimmung – erscheint ihnen dann längst nicht mehr so zwingend.

«Na und?», wenden Kritiker ein. Was zeige ein solches Experiment schon? Etwa, dass der Inkompatibilismus falsch sei? Vielleicht haben wir schlicht eine falsche Intuition von Verantwortung, sobald Emotionen ins Spiel kommen? Oder offenbart sich in dem Ergebnis womöglich nur ein Priming Effect? Verwendet man gefühlsbeladene Wörter wie «massakrieren» und «Bluttat», so verändert das eben das Antwortverhalten.

In der Tat betonen auch Knobe und Nichols, dass unsere Intuitionen zu philosophischen Grundbegriffen vom jeweiligen Kontext abhängen. Dieser «entscheide» dennoch nicht über die Richtigkeit einer ethischen Theorie.

Man kann daraus aber nicht schließen, dass Sein und Sollen sauber voneinander getrennt bleiben. Erstens steckt hinter der Befürchtung, ein Experiment «entscheide» über die Richtigkeit einer ethischen Theorie, ein falsches Verständnis von Wissenschaft. Wie die Geschichte vielmehr zeigt, fungieren Experimente im Forschungsprozess nicht etwa als ultimative Nagelproben zwischen wahr und falsch. Mit ihrer Hilfe sondieren Forscher lediglich das komplexe Verhältnis zwischen ihren theoretischen Modellen und jenen Prozessen, die diese Modelle beschreiben.

Zweitens kann sich das ethische Argumentieren nicht von begrifflichen Intuitionen befreien. Diese bilden vielmehr das Fundament des Diskurses, wie sich an einem klassischen Beispiel demonstrieren lässt: Die so genannte Pflichtenethik, die eine Handlung dann gutheißt, wenn sie sich an einer ethischen Maxime orientiert, wird oft als Gegenposition zu einer utilitaristischen Ethik angesehen,

gemäß der eine Handlung dann ethisch «gut» ist, sobald sie das Glück für die meisten Betroffenen maximiert (oder Übel entsprechend minimiert). Welche der beiden Positionen stimmt nun?

Will ein Utilitarist für seine Position argumentieren, so kann er folgendes Szenario entwerfen: Man schreibt das Jahr 1940, die Gestapo klopft an Ihre Tür und will von Ihnen wissen, ob Sie Juden in Ihrem Keller versteckt halten. Angenommen, dem wäre so – dürfen Sie dann die moralische Pflicht, nicht zu lügen, verletzen? «Aber selbstverständlich!», wird jeder vernünftige Mensch antworten – und so erfüllt das Dilemma seinen Zweck: Es weckt genau jene Intuition, die die ethische Argumentation absichert.

Unsere Intuitionen bilden, metaphorisch gesprochen, den Nährboden der guten Gründe, die wir für unser Tun und Lassen heranziehen. Die experimentellen Moralforscher wollen diesen Nährboden ergründen und untersuchen die Bedingungen, unter denen wir ethische Kernbegriffe verwenden.

Das ist weit mehr als akademische Spielerei. Höchstwahrscheinlich spielen bei vielen praktischen moralischen Problemen begriffliche Intuitionen eine zentrale Rolle: Auf ihrer Grundlage können selbst gleichlautende Argumente von verschiedenen Protagonisten unterschiedlich gedeutet werden.

Solche Hintergründe mit Hilfe von Laborversuchen durchschaubar zu machen, ist methodisch nicht ganz einfach. Doch die wachsende Kooperation zwischen Philosophen, Psychologen, Hirnforschern und Vertretern weiterer Disziplinen lässt hoffen, dass Experimente in der Ethik tiefere Einblicke in unsere Natur als moralische Wesen geben werden.